

Plädoyer für das Narrenamt

Postmoderne Unternehmensführung in ungleichzeitiger Zeit

Gabriele Geiger

Zusammenfassung: Die Rezession hat weltweit operierenden Unternehmen ebenso wie mittelständischen Firmen, Kommunalverwaltungen oder Großinstitutionen wie den Kirchen die schwerste Rezession, teilweise eine Existenzkrise beschert. Der Aufsatz versucht zu analysieren, aufgrund welcher politischen und mental-ideologischen Konstellationen und Rahmenbedingungen potentiell offene und das Denken von Institutionen überschreitende Lösungsmöglichkeiten zurückgeschraubt werden auf technokratische, effizienzsteigernde Führungsstrategien. Demgegenüber lassen sich Des-Identifikation und Selbstreflexivität als Einstellungen und Haltungen beschreiben, durch deren bewußten und gezielten Einsatz in den oberen Management-Ebenen den Antinomien eines sich auf lange Sicht selbst paralysierenden Wirtschaftssystems zu begegnen wäre.

I. Ausgangspunkt und Fragestellung

Meine Überlegungen zu postmodernen Formen der Unternehmensführung wie auch der Wissens- und Bildungsproduktion speisen sich aus zwei Quellen, deren Wasser aufeinander zu fließen und mittlerweile einen Strudel bilden. Dieser Text ist ein erster Versuch vorsichtiger, umweltschonender Kanalisierung.

Die erste Quelle ist biographischer Natur: mein jahrelanger postmodern-großstädtischer Lebensstil, der sich jetzt konfrontiert sieht mit den Denkweisen, Verhandlungsformen und Erfordernissen einer traditionellen Institution. In einer genuß- und sinnensfreudigen Stadt wie München war es verhältnismäßig leicht, „postmodern“ zu leben, will sagen, die Zumutungen einer Patchwork-Identität hinsichtlich Plastizität des Denkens, Flexibilität der beruflichen Anforderungen und privaten Arrangements, Mobilität und Effektivität bei gleichzeitiger Widerständigkeit und nur partieller jeweiliger Identifikation einigermaßen unbeschadet zu überstehen. Die Stimulanz des Wechsels und das hohe Maß an Eigenverantwortlichkeit in den Entscheidungen wie in der Zeitgestaltung wogen die damit verbundenen Risiken der Marginalisierung zumindest teilweise auf. Jenseits aller immer wieder hereinbrechenden existenziellen Krisen vermittelte der Ort mit seiner Mischung aus Strizzi-Provinzialität, weiß-blauer Lebenslust, katholisch-barockem Augenschmaus und Indifferenz eine wunderbare Leichtigkeit, auch

noch nach 25 Jahren. So müssen eine, die sich als „Freie“, zuweilen als Vogelfreie empfindet, das Selbstverständnis und die Quasi-Selbstverständlichkeiten des kirchlichen „Dienstes“ im schwäbischen Schafferland besonders hart ankommen – und eine Form der Rettung ist, aus dem Diskrepanzerleben Funken zu schlagen: In der Kirche – in meinem Fall: in der Evangelischen Württembergischen Landeskirche – zu arbeiten, heißt für die, die „von außen“ kommen und das Staunen noch nicht verlernt haben: sich konfrontiert sehen mit Hierarchien, Verregelung, Gremien und Ausschüssen, deren Vermehrung dem bakteriellen Spaltungsprinzip folgt, bedeutet lange Informationswege und Informationsverlust, Desinformation, Informations-Mutation, Machtansammlung und Personalunionen, finanzielle, kaum durchschaubare Verflechtungen.

Vor dem Hintergrund dieser Wahrnehmungen begann die zweite, über längere Zeit versiegt Quelle vehement zu sprudeln: mein jahrelanges Nachdenken über und lebensweltliches Erfahren von Postmodernismen verschiedenster Art: architektonischer, organisatorischer, partnerschaftlicher, diskurstheoretischer ..., die Auseinandersetzung mit „Differenz“ und Differentem, die tastenden Versuche alltagspraktischer Dekonstruktion.

Beide Strömungen vereinten sich in der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen „postmoderner Öffnung“ von Institutionen und Wirtschaftsunternehmen, nach einer Veränderung ihrer Ziele und Prioritäten. Damit